



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Im Goldenen Truthahn.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bei gewesen zu sein behauptet. Die Forscher streiten heute noch darüber, wie viel Glauben man solcher Erzählung zu schenken habe. Es fällt sehr schwer ins Gewicht, daß gerade aus den Tagen, in denen dies passirt sein soll, wir sehr viele Briefe der Umgebung des Kaisers haben, die nicht nur nichts davon wissen, sondern auch gar keinen Raum für diese Feier offen lassen. Ich halte diese effectvolle Geschichte für schlecht beglaubigt; ich halte die Phantasie eines Mönches für fähig, derartige Tendenzanekdoten zu erfinden.

Die Krankheit Karls nahm im September noch zu. Am 19. erhielt er die letzte Delung. Auf den Tod war er vorbereitet. „Herr in deine Hände habe ich deine Kirche empfohlen“ — hörte man ihn sagen. Am 21. September umstanden geistliche und weltliche Freunde sein Bett: der Erzbischof von Toledo intonirte den Psalm de profundis: mit der rechten Hand griff der Sterbende nach der brennenden Kerze, mit der linken führte er das Crucifix an die Rippen, dasselbe, das einst auch den Todeskampf seiner Gattin begleitet. Die Gebete der Umgebung dauerten fort: „Jesus“ war das letzte Wort, das über seine Lippen gekommen. In dem Grabgewölbe des Escorial ist nachher seine Leiche beigesetzt worden.

Im Goldenen Trufhahn.

Die Reisesaison ist wieder einmal da, und das Reisebein juckt dem alten Herrn, wie einst mit Anbruch der Ballsaison dem jungen Herrn das Tanzbein juckte. Das Geschäft, das Amt giebt Erlaubniß, der Mahnung zu entsprechen. Ein im Winter gewachsener Gelehrtenbauch, Beklemmungen, Stockungen, beginnende Schlaflosigkeit u. dergl. machen das sogar zur Pflicht und die Caffe thut gegen deren Erfüllung einmal keinen Einspruch.

Also fort, hinaus aus dem Aetengeruch, aus dem Zwang der Bureauekratie, aus der dumpfen, von Tabaksdampf geschwärzten Studirstube, aus den Sorgen und dem Schweiß des Comptoirs in die Freiheit der ewig jungen, frischen Natur, unter den blauen Himmel und in den grünen Wald. Freund N., der Gerichtsrath, wird mitgehen.

Und wohin die Reise? Natürlich über Jz in die Berge von Ypsilon und Zet. Und wo werden wir in Jz absteigen? Natürlich, wo der rothe Bädeler uns hinweist, im Stern Bädelers.

Ein Nachbar im Coupé findet das mit unserer Erlaubniß nicht so natürlich. Diese Sterne waren seiner Erfahrung nach bisweilen Irreführer. Die betreffenden Wirthe hätten das ihnen in früherer Zeit mit Recht gespendete

Lob nicht vertragen können, die Empfehlung hätte ihre Häuser überfüllt, andere, denen sie vorenthalten geblieben, hätten sich inzwischen gebessert.

Also rathlos und außs Gerathewohl weiter, sagt sich der Reisedilettant mit einem Seufzer.

„Nein“, tröstet ihn ein anderer Nachbar, „gehen Sie mit mir. Ich weiß da einen Gasthof, zwar mehr für den kleinen Mann, für Fuhrwerk vom Lande, aber man soll dort gut aufgehoben sein — das blaue Lamm.“

„Dazu möchte ich mit Ihrem Wohlnehmen nicht rathen“, sagt uns eine dritte theilnehmende Stimme. „Ich habe dort logirt, und sechs Pferde ziehen mich da nicht wieder hin; denn man wird dort wie ein Bauer verpflegt und wie ein Graf besteuert. Mein Grundsatz ist: Immer nur im ersten Gasthof abgestiegen; denn da hat man doch etwas für sein Geld. Theuer ist der beste Kauf, sagt das Sprichwort.“

Die vornehme Denkart des Rathgebers besticht uns, sein Sprichwort gibt den Ausschlag. Wir werden in den besten Gasthof von Tr gehen. Aber welcher ist der beste? Sieben Städte Griechenlands stritten sich um die Ehre, Homer geboren zu haben. Ungefähr ebenso viele Hotels von Tr machen Anspruch auf jenen Superlativ, und wieder ist guter Rath theuer.

Wir denken wieder an Bädeters Stern. Wir fühlen eine Anwandlung, es trotz alledem mit dem blauen Lamm zu versuchen. Empfehlungskarten von Gasthöfen, die kurz vor der Ankunft in Tr in den Waggon fliegen, helfen uns nicht aus der Verlegenheit; denn wo man sich viel anbieten muß, da wird wenig Nachfrage sein, sagt der Reise-College mit der vornehmen Denkart, und wonach nicht gefragt wird, das ist schlecht.

Unentschlossener wie je steigen wir aus und mustern in dem Wartezimmer des Bahnhofs die Portraits der „Grands Hotels“, die hier in stattlichen Goldrahmen die Wände zieren. Jedes liegt an einem freien Platze, jedes ist groß und so einladend wie möglich, vor jedem hält eine vierspännige Kutsche. Nein, vor dem da lenkt eine sechs-spännige in den Thorweg. Das ist der rechte, der beste. Eureka! Droschke, in den Goldenen Truthahn!

Vergnügt, eine Last vom Herzen losgeworden zu sein, lassen wir uns vor das Nest des gedachten Vogels fahren, und in der That, es sieht recht vornehm aus. Der freie Platz vor dem Hause ist zwar nur auf dem Bilde in dem Bahnhofs-Wartezimmer, das wie alle Portraits schmeichelt, ein freier Platz, in der Wirklichkeit aber eine ziemlich enge Gasse. Die sechs-spännige Karosse fehlt auch, da man heutzutage nur noch auf dem Monde auf diese Art reist. Aber die Front ist mit einem Säulenporticus geziert, in den Spiegelfenster des ersten Stocks funkelt's im Rahmen seidner Vorhänge von Goldleisten und Kronleuchtern. Ein gigantischer Portier mit schiefgesetztem Dreimaster bewacht den Eingang in das Zauberschloß und die Marmortreppe,

die zu den Herrlichkeiten oben führt. Was für ein Bandelster! Was für ein würdevoller Silberknopf auf seinem Scepter! Welch ein schöner Bart! Wäre er nicht gepudert, wir möchten ihn für Nebukadnezar oder einen andern großen Potentaten halten, so majestätisch blickt er uns an. Unwillkürlich ducken wir uns einen Augenblick, als wir an ihm vorübergehen.

Unsere Ehrfurcht ist überwunden. Wir fragen in die Gruppe von Gentleman in elegantem Frack und tadelloser Wäsche hinein, welche die Stelle in der mosaikgeschmückten Hausflur einnimmt, wo uns im Lamm ein Hausknecht in Hemdsärmeln empfangen haben würde, ob wir ein Zimmer haben können.

„Ein Zimmer?“ sagt der eine, sieht erst mich, dann den Gerichtsrath, dann den Kutscher an, ob wir denn wirklich nicht mehr als einen Koffer haben, und wiederholt, als sich nichts weiter zeigt, merklich weniger höflich: „Ein Zimmer? Wollen 'mal sehen.“

Er sieht auf die Tafel mit den Zimmernummern, findet, daß wir eins haben können, wendet sich mit der entsprechenden Geberde nach uns um und schreitet uns dann voraus, eine Treppe hinauf, zwei, drei, vier Treppen hinauf, einen langen Gang rechts, einen kurzen Gang links hin, wieder ein paar Stufen hinab, wieder einen Gang, endlich sind wir am Ziele, und ein kleines, etwas dumpfig riechendes Zimmer nimmt uns auf, in welchem der Gentleman-Kellner uns unserm Schicksal überläßt, natürlich nicht ohne vorher die bekannten deux bougies angezündet zu haben.

So wären wir denn unter den gastlichen Fittichen des Goldenen Trutzhahns, oder um in seiner und des Herrn Wirths — er ist ein Kind Treuenbriehens — Muttersprache zu reden, im Grand Hôtel au Dindon d'or. In der That ein prächtiger Vogel, wenn auch weniger hier oben. Und nachdem wir uns von der ersten Pracht ein wenig erholt und vom Treppensteigen wieder zu Athem gekommen sind, gehen uns noch andere kleine Bedenken bei, ob wir recht gethan haben, uns hier Obdach zu suchen.

Die Treppen waren zwar bis zur dritten Etage von Marmor, ihre Geländer vergoldet, ihre Stufen mit feinen Teppichen belegt. Aber vier davon emporklettern zu müssen, war doch mehr Turnübung als Vergnügen, und wir finden uns darüber nur damit getröstet, daß wir so Gelegenheit haben werden, ohne weiteres Steigen mit dem Thürmer der benachbarten Kirche mündlich Bekanntschaft zu machen.

Die großen Corridors, durch die wir schritten, zeigten Decken- und Wandgemälde, riesige Spiegel und Säulen von Stuck und Gold. Aber was uns lieber gewesen wäre, fehlte. Man hatte die Ventilation vergessen, und ein garstiger Brodem, bei dem wir an übergelaufene Küchenkasserole und zugleich an schmutzige Wäsche dachten, und die Möglichkeit fürchteten, daß sich hier ein schlagendes Wetter entwickeln könnte, erfüllte schwül, in den Neben-

zweigen dieses Labyrinth's schwüler, in unserem abgelegenen Winkel am schwülsten die Eingeweide des Truthahns. Rasch reiße ich das Fenster auf und thue einen tiefen Athemzug. Aber auch der will nicht schmecken. Kinnstein, Küchenabfluß, Waschhausgasse, Kehrriethausen in Gährung und — Schlimmeres. Unser Fenster geht auf die hintern Partien des Truthahns hinaus, und die sind nicht golden.

Wir gedenken nun für das Diner Toilette zu machen. Aber Waschbecken und Krug sind leer, und daß man andere Geschirre der Stube um so voller gelassen, gewährt keinen Trost. Dagegen wird's der elektrische Klingelzug thun, der neben der Thür angebracht ist. Wir versuchen's, aber er thut's auch nicht. Nach einer Weile nochmaliger Versuch, der wieder zu nichts führt. Ein dritter, und jetzt endlich kommt der Kellner, aber nur, um auf unsere Bitte um Wasser mit einer kurzen Entschuldigung, das Haus sei überfüllt, eben seien der Lord Shrimps und der Bojar Pampuleanu abgestiegen, mit vieler Dienerschaft und — wieder ein Blick auf unsern einen Koffer — sehr viel Gepäck, das Mädchen werde gleich kommen und das Nöthige besorgen. Gleich ist ein relativer Begriff; hier bedeutet er eine ausgeschlagene halbe Stunde, während welcher wir philosophischen Betrachtungen nachhängen, die mit der Ueberzeugung endigen, daß goldene Truthähne zwar recht prächtiges, aber nicht sehr bequemes Federvieh sind.

Wir unterlassen, die Leser mit den weiteren Erfahrungen bekannt zu machen, welche diese unsere nach einer Stunde Aufenthalt schon gereifte Ansicht von solchen Grand Hotels bestätigen, um Raum zu finden für ein Stück hier einschlagender Philosophie, welches wir auszugsweise einem Büchlein entnehmen, das sich „Reiseschule für Touristen und Curgäste von Arthur Micheli's“ nennt und soeben in zweiter Auflage in den Buchläden ausliegt. Es ist ein wahrer Inbegriff von Reiseweisheit und von einem liebenswürdigen Humor durchwebt, mit dem jeder gern zusammen reisen möchte, und wenn es selbst nur vom Schreibtisch nach dem Lesesopha und zurück wäre. Was sich über den Dindon d'or in Jr noch sagen ließe, ist alles aufs Beste und Feinste d'rin gegeben, und so soll ihm jetzt das Wort verstattet sein.

In Anlage und Ausstattung der Gasthöfe äußert sich nur zu häufig derselbe unkluge Sinn, der sich in der Behandlung mancher Badeorte von Seiten ihrer Vorstände kundgibt: für leeren Glanz werden Tausende weggeworfen, dagegen knickt man, wo es sich um Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit handelt. Die Wirthe meinen, mit ihren Goldspiegeln und Kronleuchtern, ihren Marmortreppen und Plüschmöbeln „noble Herrschaften“ anzuziehen, während diese doch in einem Hotel nie finden, was ihr Palais ihnen bietet, und für den Prunk, der ihnen etwas Alltägliches ist, nicht einmal dankbar sind, wohl

aber für Behagen, Ruhe, Sauberkeit, flinke Bedienung und wirklich gute Leistungen von Küche und Keller. Das luxuriöse Wesen imponirt nur der mäßig bemittelten und ebenso mäßig gebildeten Classe, dem kleinen Fabrikanten, dem Kaufmann zweiten Ranges, dem Junker hinten aus der Provinz. Diese lassen sich durch Berichte von jenem Glanze locken, diese freuen sich, von den geschmückten Möbeln, den mit Perlmutter ausgelegten Bettstellen, den seidenen Portièren und Gardinen, den Sammet-Tapeten, Pracht-Teppichen und gemalten Plafonds, dem elektrischen Klingelzug-System und den hydraulischen Omnibus, welche Gäste und Aufwärter in die obern Stockwerke pumpen, zu Hause als von Wunderdingen erzählen zu können. Kommt aber dann die Rechnung, so übersehen sie in der Regel, daß sie ihren Beitrag zur Verzinsung der Kosten dieser Herrlichkeit zahlen müssen, finden sich geschneit, geprellt, und kommen nicht nur selbst nicht wieder, sondern warnen auch andere vor dem Vampyr, der unter dem Gefieder des goldenen Truthahns sich verbirgt.

Nach unsrer Schrift wäre es nicht einmal so sehr Gewinnsucht als Ehrgeiz, welcher den Truthahns-Wirth zur Ausstattung und Verbrämung seines Hauses mit zweckwidrigem Prunk verleitete. Er dächte weniger an seine Kasse als an den Glanz, welchen die Titel seiner vornehmen Gäste auf seinen Namen herniederstrahlten, an die lange Reihe deutscher Fürstlichkeiten und Minister, englischer Lords und walachischer Bojaren, die in seinen Büchern figuriren würden, wenn er sein Hotel in einen Palast umschüfe.

Das mag sein, doch muß man sich dann wundern, daß die Glücklichen, denen solcher Besuch zu Theil zu werden geruht, nicht auf ihren Aushängeschildern darauf Bezug nehmen wie unsre Hoflieferanten oder es nicht in ihre Zeitungsannoncen setzen wie die Lotteriecollecteure, die ein oder zwei Mal das große Loos in ihre Collecte fallen sahen.

Wirksamer würde allerdings sein, wenn statt dessen in den Annoncen und Placaten angedeutet wäre, daß der Besitzer des Truthahns gewisse, sogleich näher zu erörternde Bedürfnisse und Wünsche verwöhnter und kränklicher Gäste als berechtigt anerkannt und berücksichtigt habe. Fürsten und Große sollen undankbar sein, aber ihre Kammerdiener und Köche pflegen sich weniger darüber zu beklagen als ihre Minister.

„Vor allem“, so läßt sich unser Reisephilosoph vernehmen, „sollten die Wirthe erwägen, daß jene Klasse, auf die sie vorzugsweise speculiren, nicht zahlreich sein kann, daß überhaupt auch in ihrem Gebiete unsre Zeit Vieles umgestaltet hat. Früher gab es wenig Leute, die reisten, und als Wehikel bediente man sich hauptsächlich der eigenen Füße. Wer anders kam als zu Fuße, mußte, wenn er nicht etwa Fuhrmann oder Musterreiter war, vornehm, reich,

wenigstens wohlhabend sein. Ganz anders jetzt. Der Dampf schleudert täglich Tausende von Leuten umher, die keineswegs vornehm oder wohlhabend sind, dennoch den gebildeten Klassen angehören und gewisse Ansprüche machen auf Reinlichkeit, Bequemlichkeit und erträgliche Kost. Ist denn aber für sie ausreichend gesorgt? Haben sie nicht an so mancher Stelle nur die Wahl zwischen Spelunken und anspruchsvollen Hotels, wo Ueberflüssiges, ja Unwillkommenes schwindelhaft hoch beziffert wird, wo als Kellner verkleidete Prinzen bemüht sind, dem Fremden auf alle Weise anzudeuten, daß eigentlich das Dienstverhältniß eine verkehrte Weltordnung kundgebe und nur durch sehr starke Extratrinkgelder einigermaßen erträglich zu machen sei? Blicken wir auf jene vereinzelten bürgerlich schlichten, aber sauber und solid gehaltenen Häuser mit entsprechenden Preisen, wie rasch ihre Besitzer emporkommen, während so manches Grand-Hotel im Verhältniß zu dem darauf verwandten Capital schlechte Geschäfte macht, schon weil ein Heer von Kellnern nicht recht zu beaufsichtigen ist und viel verdirbt und verschleudert, weil ein Koch nicht viele Duzende von Gästen vollkommen befriedigen kann, und viele Köche in einer Küche nicht taugen.“

Wasser und Brod nebst Salz sind Lebensbedürfnisse, die selbst im Zuchthause ausreichend gewährt werden. Der Wirth im Goldnen Truthahn aber ist damit so karg, daß an seiner langen Tafel nur zwei oder drei Wasser- und höchstens vier oder fünf Salzquellen vorhanden sind, der Brodkorb mit schwarzem Gebäck, für den Kurzsichtigen unsichtbar, am äußersten Saume des Horizonts sich aufhält und jeder Gast auf die in den Falten der Serviette verkrochene ameisen große Semmel und für andere Bedürfnisse nach Brod auf die Gefälligkeit einer Kette von Nachbarn und Nachbarsnachbarn angewiesen ist; denn die Kellner gehen meist in der Sorge für's Allgemeine so völlig auf, daß sie für das Besondere und seine Anliegen keinen Sinn haben. Der Goldne Truthahn ist zwar ein Franzose — wenigstens hat sich sein Wirth eine Zeit lang als Oberkellner in Paris aufgehalten und sich von dort eine Anzahl Vocabeln, Manieren und Mäuren mitgebracht — aber sein Nest steht in Deutschland, und die Deutschen wollen nun einmal neben weißem auch schwarzes Brod. Auch Goethe — er war zwar nur Literat, gehört aber als Minister und Geadelter doch unter die vornehmen Leute — aß selbst Mittags Roggenbrod, wie seine Biographien berichten.

Wenig versteht ferner der Truthahn-Wirth seinen Vortheil, wenn er das mit jedem Jahre fashionabler gewordene Lieblingsgetränk der deutschen Nation grundsätzlich von seiner Tafel ausschließt. Offenbar fürchtet er, eine unerwünschte Sorte von Gästen zu bekommen, wenn er Bier serviren ließe, und sodann beruht sein Calcül wesentlich auf Weinzwang. Wir sagen dazu: warum denn nicht lieber auf Champagnerzwang? Geschmeidter und humaner

denkt der deutsch geliebne Nachbar des treuenbriekner Franzosen. Seinem Keller fehlt es nicht an Wein von den besten Marken, aber er reicht durstigen Menschenkindern auch ein gutes Bier, das er billiger und selbstverständlicher Weise allerdings so berechnet, daß der Gast nicht leicht durch Rücksichten der Sparsamkeit zu einer Bevorzugung des Gambrinus vor dem Bacchus veranlaßt wird.

Ein weiteres Vorurtheil der Politik, die im Truthahn regiert, ist, daß von seiner Mittagstafel landesübliche und volkstümliche Gerichte verbannt sind, weil sie „noble Herrschaften“ verschrecken sollen. Es ist dem Wirth dabei entgangen, daß solche Herrschaften gerade derartige neue Schüsseln gern kosten und Spöttereı darüber gewöhnlich aus Kreisen stammt, an deren Besuch dem Hotelier nichts liegt, von Leuten, die „nicht weit her“ sind und von einem „seinen Hotel“ erwarten, daß Alles anders drin ist, als sie's zu Hause haben.

Daß solchen Stücken Volksthum ihre volle Bäuerialichkeit und Ungeheuerlichkeit erhalten bleibt, ist nicht nöthig, man darf das Urwüchsige veredeln. Auch soll damit der gekochte Hase mit Reis und kleinen Rosinen, den eine Bauernfrau einem bei ihr in Cantonnement liegenden Leipziger Officier vorsetzte, der Tafel des goldnen Truthahns keineswegs empfohlen werden. Wir meinen damit nur berechnete, nicht gegen alle und jede Regeln des Wohlgeschmacks verstößende Eigenthümlichkeiten der betreffenden Provinz des Reiches.

So zurückhaltend man im Truthahn mit dem wichtigsten Gewürz, dem Salze ist, so aufdringlich ist der dort waltende Koch mit andern Gewürzen. Der Hammelbraten duftet von Knoblauch, und andere Schüsseln riechen, als ob sie in einem Zwiebelbeete das Schmecken gelernt hätten; wir Reisenden können aber doch unmöglich alle Juden sein. Der Senf ferner ist mit Esdragon versetzt, der zwar theuer, aber vielen Leuten ein Greuel ist. In das Brot ist Kümmel gebacken, wodurch es für die Hälfte der Gäste eben so ungenießbar wird, wie nach dem Aberglauben für die Wichtelmännchen. Die Regel ist hier: möglichst wenig Gewürz; denn bei zu wenig läßt sich nachhelfen, bei zu viel nicht abhelfen. Der Einzelne mag dann thun, was ihm gut scheint, nachsalzen, nachpfeffern, sich den Salat mit Rahm oder Zucker mischen, und wenn er ein ganzer Barbar ist, Zimmt in den Thee und Citronensaft auf die Auster thun — meinetwegen auch Himbeersaft; denn das ist seine Privatsache, nur soll der Wirth seinem chef de cuisine keine Vandalismen erlauben.

Ein andrer Wirthsaberglaube ist, daß alle Begehungs- und Unterlassungsünden der Küche dadurch ausgeglichen würden, wenn bisweilen unter den Speisen Kostspieligkeiten wie Forellen, Steinbutt, getrüffelter Fasan, Schildkrötensuppe oder Riesenspargel auf dem Tische erscheinen. Durch solche große Staatsactionen wird nur der Dilettant bestochen, der Beifall des Kenners aber wird lediglich durch guten Stoff und fachgerechte Zubereitung der Ordinaria

erworben, wenn die Suppe kräftig, der Braten mürbe und saftig, die verwandte Butter frisch, der Salat mit feinem Del und Weinessig kunstmäßig benezt, nicht in ein tiefes Bad von gemeinem Essig versenkt ist.

In wahrhaft guten Gasthöfen ist das alles längst erkannt und beherzigt, und deren Besitzer stehen sich nicht übel dabei. Solcher wahrhaft guter Gasthöfe giebt es, Gott Lob! noch eine ziemliche Anzahl. Aber allerdings will es scheinen, als ob diese alten, biedern, gediegen bürgerlichen Häuser immer mehr verschwänden und sich in goldne Truthähne, Geier, Vampyre und Drachen verwandelten. Diese Beobachtung ist die Mutter unsres Aufsazes, der Vater ist der lebhafteste Wunsch, die Leser in die Reiseschule von Arthur Michelis zu schicken, die auch in andern Beziehungen in bester Form allerlei Beherzigenswerthes lehrt.

Fr. W. Jähns' Carl Maria von Weber.*)

Von

H. M. Schletterer.

Es mag nun über zwanzig Jahre her sein, seit ein thematisches Verzeichniß sämtlicher im Drucke erschienenen Werke Beethovens, von den damaligen Besitzern der Breitkopf & Härtelschen Musikverlagshandlung selbst zusammengestellt (in zweiter Auflage, 1868, von Nottebohm redigirt), erschien. Dieselbe Verlagshandlung, die mehrmals in einer Prachtausgabe der sämtlichen Werke Beethovens (der ersten überhaupt vollendeten Gesamtausgabe der Werke eines Tonsetzers) diesem Meister, wie nicht minder sich selbst ein würdiges, unvergängliches Denkmal setzte, edirte auch den oben angeführten Katalog, damit das Interesse bethätigend, das sie an diesem außerordentlichen Genie von jeher nahm und gleichsam als Vorarbeit für die nachfolgende großartige Unternehmung. Musiker und Kunstfreunde, die sich einige Decennien zurückzuerinnern vermögen, werden wohl noch der lebhaften Freude gedenken, mit der man allerseits diesen ersten sorgfältig bearbeiteten thematischen Katalog aufnahm. Wohl hatte im vorigen Jahrhunderte die Breitkopfsche Verlagshandlung eine Reihe höchst wichtiger, für die musikalische Literatur gerade

*) Carl Maria v. Weber in seinen Werken. Chronologisch-thematisches Verzeichniß seiner sämtlichen Compositionen nebst Angabe der unvollständigen, verloren gegangenen, zweifelhaften und unterschobenen mit Beschreibung der Autographen, Angabe der Ausgaben und des Arrangements, kritischen, kunsthistorischen und biographischen Anmerkungen, unter Benutzung von Webers Briefen und Tagebüchern und einer Beigabe von Nachbildungen seiner Handschrift von Fr. W. Jähns, k. preuß. Prof. und Musikdirector zu Berlin. — W. 1871. Schlesinger.